

Offener Schreibbrief von Lizzie Hanffengel.



No. 120. Well.
der Philipp ist
widder heim
un ich bette
Ihne einiges,
daß ich ihn
ni mit mer aus
den Taun gehn
losse. Mei, es
is doch e ganz
anneres Leue,
wann en Mann in den Haus
is. Die Kids hen en ganz
anere Riespekt; off Kohrs sin ich
schuhr, daß das bald widder aus-
wehre duht, awer es macht em
doch zu fühle, wenn sich die Kunde
wenigstens für e Weil gut behesse.
Daß mer den Philipp, was mein Hos-
band is, in en eh nomber Wann Steil
empfangen hen, das könne Se sich
denke. Mer hen die Afffisch von un-
sere Labbschen inneit gehabt; die
Zwitschchen is in die Mietunge ver-
lese worde und die Sedeterie hot die
Zwitschchen den Weg edsplehnt, daß
die ganze Labbsch inneit war un do
hen se off Kohrs e Mohsden gemacht,
daß se die Zwitschchen edspete voll
un den Weg is es gehäpnd, doch alle
Memkersch komme sin. Se könne sich
denke, daß e schredliches Kraut doge-
wese is un die Wedesweilern hot noch
in die letzte Stund Errehsdments ge-
macht, daß die ganze Gäng nach den
Diensch marische sollt. Mer hen auch
e Wand gehabt un die Fellerich hen e
Neus gemacht, daß die ganze Taun
zusammegelaufe is. Zerisch hot mich
das e wenig emberreit, dann hen ich
awer gar nids mehr drum gewore.
Ich hen den Lieber von die Wand ge-
sagt, wann der Trehn erzin pulle
best, dann sollt er einigen pehriatid
Tuhh spile, so mehste die Wacht am
Rhein; er hot awer gefagt, von den
Pies war die erste Pehsch aus den
Buch erausergisse un dann hätte se
auch so viele Girische un nids deut-
sches spile könnte; awer er deht eb-
bes spile losse, was grad so gut war.
Do hen se den Mister Duhsie gespielt
un ich mich sage, dos hen ich puttiner
noch besser gelesse. Mer hen auch
so ebant amanzig junge Weedercher in
unser Berred gehabt, wo all weisse
Dresses gewore hen. Un denke Se
nur emal, de Phil hot zerisch nach
die Memkercher gegudt, befor daß er
mich rietanemte. Er hot sich off Kohrs
edsjuht un hot gefagt, ich wißt doch,
daß er ariq niefreit war; er hätt ge-
denkt, ich war in die Kraut un es war
off Kohrs mich gewore, wo er gesucht
hot. Well, was hen ich duhn könne?
Ich hen fill geschwiege. Er hot sich ja
auch ariq gefreut, wie er mich gefehn
hot un er hot mich fogar gepammst,
daß er nie mit mehr von mich fort-
gehn wollt. Wie mer heim come un
er hot gefehn, wie mer das Haus so
schön dedoreht un uffgesidht gehabt
hen, do hot er sich so gefreut, daß er
mich in front von alle Leut en Riß
gewore hot; er hot auch die Wedes-
weilern ein gewore un hot gefagt, es
war mit mehr wie driw, daß er es
duhn deht. Well do rindwer hen ich e
differente Oppinjen gehabt. Dann
sin mer in das Tent gange un do hot
alles großartig agudt. Die Wedes-
weilern hot en Teibel uffgesidht ge-
habt, dos hot einiges geboie, alles was
recht is. Off Kohrs, wann mer so viel
Geld spende duht, dann kann mer
auch ebbes freines mache. Ei bett juh,
wann ich die Gedidht gemeneit; hätt,
dann hätt's nit so viel gefost un
es war e barnest ichspier gewore.
Mer hen uns hingeseht, die Bänd hot
gespielt un mer hen e Sopper gehabt
das war autseit. Bier is gar nit ge-
bracht worde, awer den feinste Wein,
wo der Wedesweilern gehabt hot, denn
off Kohrs der hot all die Gudsds ge-
formicht, sonst nit ja nids for ihn
drin gewore. Es hot nit lang genom-
me, do is auch e Singen-Soffietee
come un die hen gelunge, daß en alte
Hund jammer duht, awer schön is
es doch gewore. Un denke Se emal, der
Mister Wehr is auch getomme un hot
en Spiefisch gemacht, das war e Dehn-
tie. Er hot gefagt: „Lehies un
Schentelmänner, wenn en guter
Freind fort duht gehn, dann sagt
mer: gubei, komm egem. Wann en
guter Freind widdercome duht, dann
sagt mer hauidub, hau abrid. In
dielem Rebs sin awer gleich zwei
gute Freunde widdercome un do
müht mer ennhau zweimal hauidub
sage. Den Weg sin mer awer nit
gebibt. Mir sage's einmal un das is
all was mer brauche; awer ich sage
auch noch, unere Stadt kann praut
uff so zwei Jittizens sein un im
Name von unere Jittie frag ich die
zwei Schentelmänner, ob se Brieder-
schafft mit mich drinke wollt. Do hot
die ganze Kraut gehallert: „Hureh,
hurrah, hurrah! Der Philipp is uff-
geschumpt un hot gehallert: „Zubett!
un so hot der Wedesweilern un do hätte
Se emal sehn solle, wie sich die drei
Schentelmänner verliht hen! O, es
is zu tollking gewore! Ich hen greine
müsse, daß ich gedent hen, ich deht e
schmalfeist Flodd herworra. Dann
hot sich der Mister Wehr zwische mich
un den Philipp geset un Se könne
sich denke, daß mich das hot gut fühle
mache. Un der Philipp hot ihn von
owere erunner geduht, das hot mich
auch ariq zu fühle mache un ich kann
Ihne sage, ich hen gewünscht, der
Mister Wehr hätt auch mit mich Brieder-
schafft gedrunte. Ich denke, es is e
grog große Anner. Die Wedesweilern

hot sich gefucht, wie alles, daß der
Mister Wehr nit e wenig neis zu se
gewese is. Do kann mer sehn, daß
bei so en Mann e gute Eitjutehchen
mehr Eitredschon hot, wie gute Luds;
un ennhau was gute Luds tonjerne
duht, do nimm ich's auch noch mit die
Wedesweilern uff. Sage Se awer
nids davon in Ihne Ihn Pehner, bi-
sahs Se wisse doch, daß die Wedes-
weilern ariq ischelles is. Well, unere
Riesepfchen war en großer Eudje
un ich winner nur, wie das mit den
Philipp is. Der Mister Wehr hot
noch im Name von die ganze Jittie
Briederschafft mit den Philipp ge-
drunte un do müht ich wisse, ob der
Philipp jeht alle Jittizens duzje tain.
Die Wedesweilern hot zerisch die
Kewesschen an mich gericht un se hot
geht gefagt, wann das so war, dann
kenn mer ja das Briederschafftbrinte
in ihren Saluhn vornemme. Wie is
das for e Bihnehummen? In mein
nächste Brief schreib ich Ihne auch,
wie die Surpreis for die Kids aus-
gafle is.

Mit beste Riegards
Zuhrs
Lizzie Hanffengel.

Die Port Arthur entstandene ist.

Ueber den bisherigen Stüpppunkt der
Russen am Gelben Meer, Port Ar-
thur, das jeht die japanischen Heere
umklammern, hat vor Kurzem der
Franzose M. P. Robert einen Artikel
veroffentlicht, der in mancher Hinsicht
von Interesse ist, weil er einige neue
Einzelheiten bietet.
Der chinesische Name für die Bai
von Port Arthur ist Lushunkou. Die
gleichnamige Stadt zählte 1886 kaum
einige tausend Einwohner und bildete
eine Art von Deportationsort für
Verurtheilte. Nur selten warfen auf
der Reede einige chinesische Schunken
Anker, um für die Gefangenen Lebens-
mittel zu landen oder Schutz vor
Stürmen zu suchen, und die friedlichen
Manfschirten, die am Fuße des
„goldenen Berges“ ihre Ziegenherden
weiden, konnten nicht ahnen, daß ihre
Hügel sich jemals der Vertheidigung er-
freuen würden, die sie heute erlangt
haben. Am Fuße des goldenen Berges
dehnte sich damals ein ziemlich
flacher Teich aus, der zur Zeit seines
niedrigsten Wasserstandes einen gro-
ßen Sumpf bildete. Aus diesem
Sumpf wollten die Chinesen einen Haf-
sen schaffen und ihn mit Vertheidig-
ungswerken zum Schutze des Bulens
von Pehschil umgeben. Der Bau des
Forts und des Hafens wurde deutschen
Ingenieuren übertragen; ihnen gelang
es zwar, passende Forts zu errichten,
allein mit dem Bau des Hafens und
seiner Bassins waren sie weniger glück-
lich; sie konstruirten die Mauern ohne
genügendes Fundament, und diese
stürzten in einem gewaltigen Sump-
flode zusammen.
Lihungtschang nahm darauf seine
Zusucht zu französischen Ingenieuren,
und es bildete sich 1886 zur Fortfüh-
rung der Arbeiten ein Sanbitat fran-
zösischer Industriefirmen. Das Haf-
bassin wurde dann in einem Zeitraum
von vier Jahren hergestellt, wobei zwei
Jahre hindurch, 1887 und 1888, 10,
000 Arbeiter mit dem Trodenlegen des
Sumpfes und mit dem Fortschaffen
des Schlammes beschäftigt waren.
Die russische Regierung verfolgte
aufmerksamsten Auges den Fortgang
dieser Arbeiten und hatte siche-
rlich schon damals „ernste Absichten“
auf Port Arthur. 1889 spielte sich ein
Vorgang ab, der in Europa zwar un-
beachtet blieb, aber in Ostasien viel
Aufsehen erregte und von wichtigen
Folgen begleitet sein sollte. Ein rus-
sischer Großfürst wollte in Peking ein-
nen offiziellen Besuch machen, und
zwar nicht lediglich aus Gründen der
Höflichkeit; er bat nämlich Lihung-
tschang um die Erlaubniß, die Arbei-
ten in Port Arthur in Augenschein
nehmen zu dürfen. Die Bitte war zu
dringend gehalten, als daß Lihung-
tschang sie hätte abschlagen können.
Man empfing den Großfürsten also
in Port Arthur mit großem Pomp,
und seitdem begannen die chinesischen
Behörden von bösen Vorahnungen ge-
plagt zu werden. Später drang ein
russisches Kanonenboot in der Nacht
und ohne vorgängige Erlaubniß in die
Reede von Port Arthur. Der dortige
Regierungspräsident (Taotai) gerieth
in hellen Zorn, als er aber die russi-
sche Flagge sah, begnügte er sich, den
Kapitän zu fragen, wie lange er sich
im Hafen aufzuhalten gedente. Der
Kapitän ließ antworten: so lange, als
zur Verbesserung der Schiffsmaschine
nöthig sei. Das Kanonenboot verließ
dann ohne Erlaubniß acht Tage auf
der Reede, und seine Offiziere ver-
trieben sich die Zeit damit, die Umge-
gend zu durchstreifen, das Gelände zu
studiren und die Arbeiten zu photo-
graphiren.
Die chinesischen Aquarellen zeigen jeht
aus dem Vorkommniß sehr trübe
Schlüsse auf die Zukunft. Gegen
Ende 1889 näherte sich das Wert des
Sanbitats seiner Vollendung, und im
Laufe des Jahres 1891 wurde es den
chinesischen Behörden übergeben. Im
Jahre 1895 erlag Port Arthur dem
furthabaren Angriff der japanischen
Flotte, und das zur See vernichtete
und zu Lande besetzte China warf sich
Rufstand in die Arme. Dieses trennte
dann im Bunde mit Deutschland
und Frankreich die Kämpfer und ließ
sich als Lohn für seine guten Dienste
Port Arthur ausfolgen. Die Russen
hatten nun ihr Jiged erreicht und ver-
wendeten Millionen darauf, um Port
Arthur für künftige Angriffe wider-
standsfähiger zu machen.

Geplagt.

Eine heitere Kadlergeschichte von
Franz Kurz - E. S. Heim.

Essig - Essig klinglingling -
ter - Essig -
Zwischen dem surrenden Geräusche
der dahinsausenden Räder, dem über-
müthigen Gelärm der Klingeln, lautes,
fröhliches Lachen.
Eine lustige Gesellschaft, die da auf
ihren Stahlrösseln die etwas staubige
Landstraße dahinfuhr, dem Schloß
Tannewitz zu. Einie Herren und
zwei Damen. Hei, hielt Komtesse
Grete, die in ihren Bloomers einfach
zum Tollwerden ausfah, die Tete fest!
Kamen jeht auch die Herren auf, gleich
hatte sie, wieder mit frischen Kräften
die Pedale bearbeitend, einen neuen
Vorprung.
Nur eine machte etwas eine Aus-
nahme. Fräulein Thea. Die andere
Dame. Auch nicht übel in dem weißen
Sportsanzug, der ihre schlante, knos-
penden Glieder einhüllte. Lieblich und
fröhlich. Aber kein Vergleich zu der
sieggenohnten Schönheit der Komtesse,
ihrer Freundin. Daß die leicht die
Männer in ihren Bann zog, wußte
Thea wohl, und sie fühlte das ohne ir-
gend eine Kränkung zu empfinden.
Daß aber auch Fred, daß der junge
Mechaniker v. Wernitow, nachdem
er Grete gesehen, plötzlich all die Vie-
beschwürre vergessen, die er der Klei-
nen, süßen Thea im vorigen Winter
in der Residenz geschworen, das
schmerzte sie mehr, als sie sagen
konnte.
Und er müßte sie doch wohl verge-
ßen haben. Konnte er sich sonst so aus-
fällig um die Günst der Komtesse
bemühen, die auf Schloß Tannewitz
waltete, als sei sie die Herrin und nicht
die Eltern. Der alte, würdige Graf,
der im vorigen Jahre der Diplomat-
enlaufbahn den Rücken getehrt, und
bessen etwas stolze Gemahlin? Nur
rins freute die Thea, daß er eigentlich
auch nicht weiter kam, als die anderen
unnen Herren, die nun auf Schloß
Tannewitz zu Besuch weilten.
Theas Eltern waren von ihrem
Gute aus bereits heute Morgen zum
Schloße gefahren, um den Geburtstag
Grete's feiern zu helfen, der stets die
Freunde und Bekannten der gräflichen
Familie zu einem fröhlichen Feste ver-
einte. Nach dem Mittagssahl hatten
sich die älteren Leute zurückgezogen,
die jüngeren aber - eigentlich war
das von vornherein schon ausgemacht
worden - unternahmen eine Kadler-
partie in die schöne Umgebung. Und
wie sie die erste an der Spitze der Ros-
sonne war, so war Komtesse Grete
auch die wildeste. Man verziehe ihr ja
Alles und fand Alles brillant, was sie
that.
So - nun biegt die Straße in den
Tannenwald ein. Nun wird das Radeln
ein Vergnügen wieder. Auf der
offenen Landstraße war's doch nicht
immer so angenehm.
„Nach eine halbe Stunde in diesem
Tempo“, sagte Grete, „und wir sind
zu Hause.“ Und lachend wandte sie
den Herren ihr geröthetes Gesicht zu
mit den ledern Augen, in denen der
Schalt bligte.
„Sie sind doch nicht müde?“ sehte
sie nach kurzer Pause hinzu.
Allgemeiner Protest.
„Wirklich nicht? Nun dann - meine
Berren, 100 Meter Vorprung -
und mer mich einholt, ehe wir zu
Hause sind, der darf mir in Ergeben-
heit die Hand küssen.“
Und ohne eine Antwort abzuwarten
- es bedurfte einer solchen gar nicht -
jahte sie davon und winkte noch
mals mit der Hand zurück. Das Zei-
chen, daß der Wettkampf beginnen
konnte.
An Thea hatte man gar nicht ge-
dacht.
Wer sollte auch?
Jawohl, da rufe auch Arno mit
den anderen davon, um möglicher-
weise den Siegerpreis zu erringen.
Nur mit Mühe bekämpfte sie die auf-
strebenden Thänen, und das Herz
schmerzte ihr vom Herpringen. Aber
nein, der Mann ist es gar nicht werth,
daß sie sich so um ihn grämt.
Hinter der Straßenbiegung -
holla, da verschwindet der eine, der
andere, jeht Arno, jeht der vierte und
fünfte. Und sie bleibt ganz verlassen
zurück. Denn was soll sie auch bei
dieser Rennjahd.
Jedenfalls hat sie nicht achtgegeben.
Denn plötzlich ein leiser Krach, ein
prauchendes Geräusch, nur einige Se-
kunden, das Rad wollte nicht mehr.
Die Pneumatik war geplatzt.
Auch das noch.
Nun kann sie den Weg zu Fuß zu-
rücklegen, ohne Begleitung. Zwar
fürstet sie sich nicht. Es ist ja noch
heller Tag. Doch unangenehm ist die
Geschichte auf alle Fälle. Ist sie denn
heute Morgen mit dem linken Bein
zerst aufgestanden, daß ihr Alles,
aber auch Alles gegen den Strich
jeht?
Und sie fühlt sich plötzlich so verlas-
sen, fast ausgestoßen, daß sie nun
ihren Thänen nicht mehr gebieten
kann. Da liegt das Rad im Staub
der breiten Waldstraße, und dort am
Waldbaume sitzt das achteehnjährige
Ding und weint sich die Augen roth.
Aber auf einmal - spiegelte ihr die
verschleierte Blicke ein Trugbild vor?
Dort an der Biegung taucht doch wie-
der ein Kadlerfahrer auf. Schnell springt
sie empor und wirft sich die feuchten
Wangen trocken. Und sieht schon Ka-
ter bin und erkernt - Arno.

**Einige Minuten noch und er steht
vor ihr.**

„Fräulein Thea, Sie haben ge-
weint?“
Das ist das erste, was er sagt.
Und es ist die alte, liebe Stimme,
der sie immer so gern gelauscht.
„Nein, nein,“ betheuert sie.
„Damen soll man nicht widerspre-
chen,“ lachelt er jeht. „Also ist Ihnen
etwas in die Augen geflogen. Und
was seht ich, Reifendunst? Deshalb
kommen Sie nicht nach?“
„Hat mich einer vermisht?“ fragt sie
trotzig.
Und er begreift Alles. Er führt sein
Rad an einen Baum und geht dann
mit ausgebreiteter Hand auf das Mäd-
chen zu:
„Fräulein Thea, können Sie mir
verzeihen?“
„Ich wüßte nicht, was ich Ihnen zu
vergeben hätte. Warum fahren Sie
nicht der Komtesse nach, um ihr viel-
leicht die Hand küssen zu dürfen, die-
ser todeten Person - o, dieser -“
Arno betrachtet die Erregte lächelnd.
Das beruhigt sie erst recht nicht. Und
ihm gefält das. Wie hübsch sie ist in
ihrem Zorn.
„Sind Sie zu Ende?“ fragt er, als
sie tief aufathmend eine Pause macht.
„Nun, dann will ich Ihnen erzählen,
weshalb ich mich nicht um den ausge-
setzten Preis bemühe.“
„Weil Sie denken, ein anderer holt
ihn Ihnen doch weg, nicht?“
„Na, das ist doch wenigstens eine
Ansiht. Inzwischen widmen Sie mir et-
wige Minuten. Hier wenige Schritte
in den Wald hinein und wir sind an
der Kreuzstange, wo die Ruhebank
steht.“
Und da hat er auch schon ihr Rad
aufgehoben, fast das feine und
schleht beide in den Wald hinein, da-
mit sie ein etwa Vorübergehender nicht
sieht. Und nimmt dann einfach Theas
Arm - so'n Fretschdachs - und zieht
sie mit fort.
Und auf der Bank erzählt er nun.
Er habe einmal den langsam, stillen
Wald lieben gelernt und habe ein an-
deres Mal plötzlich die Sonne gesehen.
Und die habe ihn derart geblendet, daß
er den Wald darüber vergessen hätte.
Ob sie wissen wolle, wer die Sonne
und wer dieser süße Mond sei?“
Sie senkte jedoch nur den Kopf.
„Jawohl,“ fuhr er fort. „Sie ver-
stehen mich schon. Und ich will mich
auch gar nicht entschuldigen. Und vor-
hin, als ich auch zuerst wie die anbe-
re der Komtesse nachjagte, da über-
kam mich auf einmal die ganze Lächer-
lichkeit dieser Hege. Wir vernünftigen
Männer fahren da einer jungen
Dame nach, die uns schließlich doch
nur auslacht! Und dieje Erkenntniß
ermüchtete mich. Und da vermishte ich
Sie. Und sofort müßte ich umkehren,
um mir Ihre Verzeihung zu holen.“
Willen Sie sie mir nicht gewähren?“
Thea gab keine Antwort.
„Aber, liebe Thea,“ flüsterte er da
eindringlich. „Quälen Sie sich doch
nicht länger. Ich habe Sie doch schon
genug gequält. Vergessen Sie doch,
was vorgelagert; denn Sie haben mich
ja doch lieb.“
„Wer sagt das?“
„Ihre Eifersucht. Oder was war es
sonst, was Sie vorhin so erregt, was
jornig machte? Und wer eifersüchtig
ist, liebt. Die Eifersucht ist nur der
Rauch der Liebe - Thea, ich bitte Sie
inständig.“
Nun, sie hat ihn nicht lange mehr
bitten lassen, da sie sich doch erkannt
fühlte. - - -
Erst als es dunkel wurde, machte
sie sich aus seinen Umarmungen los
und meinte erbroden: „Man wird
uns vermisht haben, was soll man von
uns denken?“
Sei ruhig, mein Lieb, die Geschichte
wollen wir gleich haben. Du hättest
mit Deinem Rade doch sowieso nicht
fahren können.“
„Nun ja, aber Du doch. - Du muß-
test wenigstens allein vorkahren.“
„Fällt mir gar nicht ein. Ich be-
geleite Dich. Mein Pneumatikreifen ist
eben auch geplatzt. Paß nur auf!“
Und ritisch - und er hatte mit sei-
nem Taschenmesser seinen Reifen
durchschnitten.
„So, nun soll einer etwas argwöh-
nen. Gegen die Mißgunst der Verhält-
nisse, die das Plagen unserer Reifen
herbeiführte, können wir doch nicht,
was?“
Auf dem Schloße war man wirklich
schon in Sorge um die beiden. Aber
Arno erzählte so harmlos ihr Miß-
geschick, daß Niemand einen Verdacht
schöpfen konnte. Erst als Komtesse
Grete einige Momente später, zu
Weihnachten, die Verlobungsanzeige
Theas erhielt, da dachte sie an die ge-
plagten Reifen und hatte so allerhand
Vermuthungen.
Doch war sie so vernünftig, die für
sich zu behalten.

New Yorker Rattenfänger.

Im Vergleich mit dem „Professor“,
der die nöthigen Handgriffe von sei-
nem Vater erlernte und mit zwanzig-
jähriger eigener Thätigkeit im Aus-
rotten einer der schlimmsten Haus-
plagen geradezu Erstaunliches geleistet,
muß der hochselige Rattenfänger von
Gabeln der wahre Waisentabe ge-
wesen sein. Ja, man lächelt und
wöhelt nur, wenn von modernen Kam-
merjägern in der Großstadt die Rede
ist, welche vorzugsweise das Lustigen
lästiger Nagethiere berufsmäßig be-
treiben - dann ein einziger der viel-
beschäftigten und gutbezahlten New
Yorker Ratten- und Mäusefänger
würde, wenn das überhaupt möglich
wäre, mit einem Handwerker täuschend,
der nicht ausnehmend hohen Lohn be-
anspruchte könnte.
Der Experte in seinem Fache berech-
net durchschnittlich \$7 für eine „Rat-
tenarbeit“, und diese dauert, anstren-
gend, wie sie nun einmal ist, gewöhn-
lich nur zwei bis drei Stunden. Er
ist so ziemlich das ganze Jahr hin-
durch beschäftigt, namentlich in der
unteren Stadt; denn es giebt wohl
nur wenige Fabriken, Speicher, Lager-
räume und Geschäftshäuser aller Art,
die nicht früher oder später durch
Rattenplage heimgesucht würden und
durch die von den Nagethieren ange-
richteten Verheerungen namhafte Ver-
luste zu erleiden hätten. Die Konto-
bücher gewisser Firmen enthalten so-
gar eine ständige Rubrik über „von
Ratten beschädigte Waaren.“
Es kommt nicht selten vor, daß eine
Ratte es fertig bringt, sich im Laufe
einer Nacht durch eine zwei Fuß hohe
Schicht von Leberädeln hindurch zu
arbeiten und jedes einzelne dieser
Ableitungshübe zu ruiniren, um an
die Schulerwartung zu gelangen,
die sich beim Bau der Rattenester zur
Requemlichkeit der jungen Brut be-
sonderer Würdigung zu erfreuen
scheint. Die natürliche Vernehrung
der Rodentenfamilie geht so schnell vor
sich, daß ein Paar während eines Jah-
res auf etwa 40 bis 50 Sprößlinge
hinblüht. Daß sich bei einer derartigen
Vervielfältigung und Ausbreitung der
 Plage ein „Rattenproblem“ entwickelt
hat, dessen Lösung nur der Fachmann
zu übernehmen vermag, ist allerdings
nicht zu verwundern.
Nur der Sachverständige ist im
Stande, eine von Ratten und Mäusen
überlaufene Stätte derart zu säubern,
daß auch kein moderner Kadaver in
irgend einem Versteck zurückbleibt.
Seine Methode ist beinahe bei allen
Gelegenheiten die gleiche. Zunächst
wird „der Körper ausgeworfen.“ Der
Fänger besprengt das betreffende Lo-
kal mit einer Flüssigkeit, deren Geruch
die Nagethiere aus dem ganzen Um-
kreise zu Hause bringt. Die eigentliche
Arbeit beginnt jedoch erst, wenn sich die
Ratte der Nacht ringsum ausbreitet.
Wehr einem Einbrecher gleichend,
als dem ehrbaren Bürger, der seiner
Beschäftigung nachgeht, ist der Fänger
in voller „Feldausrüstung“ auf dem
Plane. Er trägt, der Gelegenheit an-
gemessen, so ziemlich die schädigste
Akleidung, die sich irgendwo auftreiben
läßt. Es ist dies kein regulärer Ar-
beitsanzug, bei welchem vor Allem da-
für geforgt ist, daß den Thierchen die
Möglichkeit entzogen wird, ihm in die
Weinkleiber hinaufzutrabbeln, falls sie
in der Todesangst sich dorthin verir-
ren sollten. Er schleicht daher auf
dicken, wollenen Strümpfen, deren
Sohlen derart mit Watte ausgeklopft
sind, daß er so geräuschlos wie eine
Rage auftreten kann. In der Linken
hält er die Blendlaterne, in der Rech-
ten das eigentliche Fanginstrument,
eine Stahlgänge. Behutsam folgt
ihm sein Gehülfe, den Fangbeutel tra-
gend, der so fest und dauerhaft ge-
fügt ist, daß die eingefangenen Naget-
thiere sich nicht etwa hindurchstreifen können.
Jeht betreten Beide das zu säu-
bernde, vorher gehörig besprengte Ge-
mach. Gebendet und betäubt durch
den grellen Schein der Laterne, pfe-
lierend, regungslos, unverwandt in's Licht
stierend, regungslos zu verharren, bis
es dem Häcker gelinzt, sich wie der
Indianer auf dem Kriegspfade oder
der Jagd nahe genug heranzuschlei-
chen, um die Plagegeister, einen nach
dem anderen, durch schnelle, geschickte
Griffe mittelst der Zange wegzufangen
und dem bereit gehaltenen Sacke zu
überantworten. Einer der werthvoll-
sten Handgriffe des schwierigen Be-
rufs besteht darin, die Thiere am
Schwanz aufzuhängen; werden sie
nämlich an anderen Körpertheilen ge-
packt, so liegt Gefahr vor, daß sie
durch Quicken und Schreien ihre Ver-
densgefahren verzeichnen und den
Fängern doppelte und dreifache
Schwierigkeiten verursachen.
Selbstverständlich läuft der Jagd-
zug nicht immer so glatt ab, wie hier
angedeutet. Sollten sich die Ratten,
wenn das Blendlicht sie zum ersten
Male streift, noch in großer Entfer-
nung befinden, so ist es zwecklos,
ohne Weiteres auf sie loszugehen,
denn jegliche Bewegung des Lichtes
würde sie verschrecken. Letzteres wird
daher eine volle Minute lang unbewegt
auf sie gerichtet, um sodann plötzlich
abgedreht zu werden. Dieser Ueber-
gang von einem Extrem zum anderen
läßt die Ratten auch in der Finsterniß
noch wie angezogenzelt dahinstern. Der
Fänger benutzt die Gelegenheit, sich
geräuschlos den Thieren zu nähern,
dreht dann plötzlich das Licht von
Neuem an und geht zum eigentlichen
Beutefang vor, welcher sich über etwa
zwei Stunden erstreckt.
Während einer Woche wurden in
einem Hotel 268 Ratten gefangen,

aber die Arbeit des Häckers ist noch
nicht beendet. Seiner eigenen Angabe
zufolge rottete er voriges Jahr ins-
gesammt ungefähr 12,500 der Quäl-
geister aus und erhielt für jede Nacht-
arbeit \$7; außerdem verkaufte er
Hunderterte der lebend gefangenen Rat-
ten für sportliche Wettkämpfe zu 10
Cents das Stüd.
Ein Chicago'er Fänger brachte es
in seinem Fache zu solcher Leistungs-
fähigkeit, daß er einst in einer Can-
dubfabrik binnen drei Stunden 365 Rat-
ten erhaschte. Dann aber war sein
Handgelenk so gelähmt, daß er der
Ruhe bedurfte. Man nennt ihn nur
noch den „Professor“. Es war vorher
unmöglich gewesen, in dem von ihm
gefähernten Lagerraume eine Rake zu
halten. Ein Fox-Terrier, der dort
eine Nacht hindurch eingesperrt war,
tauerte am nächsten Morgen, heulend
und winselnd vor Furcht, in einer
Ede.

Der „Professor“, welcher die Hand-
griffe von seinem Vater erlernte, ist
bereits seit 20 Jahren selbstständig
thätig. Sein Geschäft florirt. Vor
Kurzem veranfaßte er mit einem
New Yorker Berufsgenossen, der seinen
Vorrang bestritt, ein Wettsangen um
einen Einsatz von je \$100. Beide
hasteten eine Stunde lang nach Rat-
ten im Nachhause eines großen Fleis-
geschäftes, und das Ergebnis war:
Chicago 64, New York 50. Der
„Professor“ wurde als Meisterkassirer-
Rattenfänger der Welt ausgerufen
und erhielt als solcher von seinen
Freunden und Verehrern ein Uhrge-
hängen in Gestalt einer Ratte.

Selbstverständlich bleibt es dem
Fänger überlassen, auf welche Art er
die erbeuteten Ratten vom Leben zum
Tode befördern will. Gewöhnlich kom-
men sie zu Hunderten in Kisten und
Kisten, um erfäut zu werden. Es
wird aber auch Handel mit lebendigen
Ratten für den Hundesport getrieben,
und manche Fänger erhalten von Zeit
zu Zeit Aufträge zur Lieferung einer
größeren Anzahl Nagethiere. In der
Nähe New Yorks wurde unlängst ein
solcher Wettkampf zwischen zwei vier-
füßigen Rattenfängern veranstaltet,
bei dem es sich darum handelte, wel-
cher von beiden „Hunden“ innerhalb
einer Stunde die größte Anzahl Rat-
ten abzurufen würde.

Was dagegen die Frage der Nütz-
lichkeit von Hund und Katzen als
Rattenfänger betrifft, so wird die-
selbe von dem „Professor“ und seinen
Kollegen von der Stahlgänge und
Blendlaterne aus leicht begründlichen
Gründen entschieden verneint. „Weni-
ger als ein Duzend Ratten,“ erklären
sie übereinstimmend, „machen die beste
Rake tamponfähig und unbrauchbar,
während ein guter Hund die Plage
um besten Falle höchstens für kurze Zeit
vertreiben kann.“ Dagegen geben sie
zu, daß das Freitreiben schon demgie
seines sonderbaren Veruches die Rat-
ten vercheut, als Ausrotter derselben
jedoch gleichfalls von keinem Wertes
ist. Eine wünschenswerthe geringere
Reinigung haben die Experten von
Falten oder gar von Gift, nach dessen
Genus die Ratten, wenn sie überhaupt
daran verenden, in ihren Schlafstun-
nen vermodern und das ganze Haus
verpestet.

Daß der Beruf des Rattenfängers
ein gefährlicher ist, bedarf wohl kaum
sonderer Erwähnung. Der geübte
Häcker ist zwar so gefeit, daß er
sich auf seine Thätigkeit abgerich-
tet, daß er die Bißse sich zur Wehr
setzender Nagethiere im Allgemeinen
nicht zu fürchten braucht. Für den
Nothfall führt er indessen, um auf alle
Eventualitäten vorbereitet zu sein,
antiseptische Mittel und Bandagen
zur schleunigen und zweckentsprechen-
den Behandlung etwaiger Wunden bei
sich.

Zerpedos in alt r Zeit.

Da im ostasiatischen Kriege der un-
terschiedliche Kampf mit Vinen und
Torpedos eine hervorragende Bedeu-
tung hat, so wird eine Notiz nicht
uninteressant sein, die das alte Sam-
melwerk „Theatrum Europaeum“ in
Band 8 (August 1688) berichtet.
„Einer namens Müller (schieint also
ein Deutscher gewesen zu sein) machte
bei Deiford (England) die Probe mit
einem in erhörten Feuerwerk, welches
also zugerichtet ward, daß der Erfin-
der, mit zehn Personen in einem Boot
sitzend, mit einem Instrument solches
unter das Wasser an ein Kriegsschiff
trachte und vermittelst eines in das-
selbe geschlagenen großen Lochs solches
in einem Augenblick verendete. Die
Gewalt dieses Schlags war so groß,
daß die auf hundert Klaffer umher-
liegenden Schiffe davon auf- und nie-
dersprangen. Man hielt dafür, daß
man dieses Kunststück auch zu Lande
brauchen könnte, um ein Regiment auf
einmal zu vernichten, und bei einer
Belagerung ganze Wälle zu zerstreuen.
Cromwell sah dieses Kunststück
selbst mit an, doch war sein Gemüth
mit Betrübnis so erfüllt, daß kein
Vergnügen mehr Platz fand.“
In Band 7 desselben Wertes finden
wir folgende Mittheilung: „Zu Wars-
zeile wurde dem Bürgermeister durch
zwei Schiffsleute, so einander auf der
See angetroffen, eine Risse überbracht;
bei deren Eröffnung fand man einige
Feuerrohre, die vermittelst eines
Schlosses lösenden. Wiewohl nun
hierdurch kein Schade geschah, so
griffen doch die Einwohner zum Ge-
wehr, unter dem Vorwand, daß dieses
von dem Gouverneur, Grafen von
Mair, angefleht wäre, wie sie denn
auch sein Bild in den Galgen hängten.“